

Marino Moretti
Die vorlaute
Fischhändlerin

Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Krieg



Edition
CONVERSO



Kapitel I



Was für ein schlimmes Unglück war doch der Tod unseres größten Fischhändlers, oder besser gesagt unseres größten »Unternehmers im Frischfischhandel«, wie es der gute Mann, sich kurzerhand selbst befördernd, als Kopf seines Briefpapiers hatte drucken lassen, mitten hinein in ein Gewimmel aus Aalen und Meeräschen. Offen gestanden wird im Volk der Fischhändler gern einmal dick aufgetragen und mit Ringen und Goldketten, Medaillons und Münzanhängern geprahlt, und wollen sie dort zeigen, dass die Geschäfte gut, ja glänzend laufen, drucken sie eben einen Fisch mehr aufs Briefpapier, reihen Ring an Ring, Münze an Münze und tragen immer protzigere Ketten aus noch reinerem Gold.

Besagtes Unglück aber, auf das dann am fünfzehnten Oktober 1928 das spektakulärste Begräbnis aller Zeiten folgte – Fischer, Seeleute, Kalfaterer und Bootsherrn, und dazu die Arbeiter, die dabei waren, den Hafenskanal auszubaggern, also große wie kleine Fische, sie alle gingen damals hinter dem mit Federbüschen geschmückten Leichenwagen –, ebenjenes Unglück hielt auch eine ganz besondere Überraschung bereit: Und zwar ließ unser größter Fischhändler seine Familie in sehr misslicher Lage zurück, war er, *lo Zio*, »der Onkel«, allem Anschein zum Trotz doch nicht umsichtig, nicht gewieft genug gewesen. (Womit er sich den Spitznamen, *e' Zi* im heimischen Dialekt, im Einzelnen verdient hatte, weiß ich nicht; fest steht jedenfalls, dass er dank seiner Gutmütigkeit, die nicht so berechnend war wie die der meisten Menschen, schon

seit einer Weile nicht nur der Mann seiner Frau und der Vater seiner Kinder, sondern auch der Onkel von uns allen war, als wäre das ganze Städtchen seine Familie.)

Einem hartnäckigen Gerücht zufolge herrscht in keiner anderen Zunft so viel Abneigung, ja Hass, wie unter den Fischhändlern ersten, zweiten und dritten Rangs, und auch die der untersten Stufe, die *bazariott*, Händler minderer Ware, verstehen da keinen Spaß. Stirbt jedoch einer von ihnen, halten sie zusammen wie Pech und Schwefel: Dann schlägt der Hass um in innige Gefühle, Neid verwandelt sich in Großherzigkeit, in Krokodilstränen, und von der Totenbahre angezogen strömen sie zum reglos daliegenden Kollegen hin. Ein Truppenaufmarsch ist das, sie möchten die geballte Kraft ihres Standes zeigen, der im Ort das Sagen hat – was bei solchen Anlässen offen zutage tritt. Dann kann man sogar nachzählen, sich sozusagen mit eigenen Augen vergewissern, dass die Fischhändler samt großen und kleinen Kalibern, Männern und Frauen, Alten und Kindern eine geschlossene Hundertschaft bilden.

Die maßgeblichsten unter den Freunden und Feinden des Toten begaben sich also nach und nach zum Trauerhaus: Männer, die nie einen Fuß über seine Schwelle gesetzt hatten, Männer mit und ohne Krawatte, mit und ohne Goldschmuck, Junge aus diesem und Alte aus dem vorangegangenen Jahrhundert, wiewohl sich die Waage zugunsten des unglückseligen 19. Jahrhunderts neigte, das mit seinen Spitzbärten à la General Cialdini, Schnauzbärten à la Felice Cavallotti, Frisuren à la Umberto I. und Fliegen à la Andrea Costa¹ offenbar immer noch aufzutrupfen vermag. Die Novizen, also Fischhändler von achtzehn oder zwanzig Jahren, stellten das Gleichgewicht wieder her: Sie erschienen allesamt ohne Hut und im sportlichen Trikot mit Reißverschluss. Außerdem trugen sie riesige Stiefel zur Schau, manche reichten

bis zu den Oberschenkeln, auch blitzblanke Modelle in Gelb oder Schwarz, Stiefel mit Stulpen oder mit Falz, im französischen oder im russischen Stil, aus robustem Leder, feinem Glanzleder, edlem Vachette. Freudig führten die Jungspunde hier vor, wie männlich sie waren, ganz besonders knieabwärts bis zu den Stiefelspitzen.

Und da ist, nicht mehr ganz so jugendlich, aber durch und durch Vertreter des neuen Jahrhunderts, einer unserer seriösesten Fischhändler, der dennoch keine Scheu hat, bei einem Begräbnis mit kleinkariertem Schirmmütze zu erscheinen; unter einem Trench im hellen Ton eines Arbeitskittels trägt er lässig einen modernen grauen Anzug mit kurzen, recht pludrigen Hosen, sogenannten *Knickerbockers*, die bei den Sommergästen sehr beliebt sind – von ihnen lernt das alte Fischerstädtchen, nun ein betriebsamer »Luftkurort«, was Eleganz bedeutet. Unser Händler hat keinen Spitznamen, sondern wird beim Vor- und Nachnamen gerufen (der Nachname kommt immer zuerst): »Sieh mal, Drudi Primo ist auch da.« Man muss eben mit der Zeit gehen, und die stinkt kaum mehr nach Fisch. Wer würde schon darauf tippen, dass es sich bei diesem knapp vierunddreißigjährigen, sagen wir »rustikalen Dandy« um einen *parznèvul*, einen Fischhändler aus der Romagna handelt, der stets ein Parfümflakon gegen den tief in seiner Kleidung, seiner Unterwäsche sitzenden Fischdunst bei sich hat? Apropos Dunst, seine Pfeife hat er verbannt, genau wie die Toscano und die vornehme Virginia, die mit einer Kerze angezündet wird: Die neue Ära verlangt nach Zigaretten, und manchmal eben nach denen der Marke »Roma«.

Und keineswegs wollen wir den Feinschmecker Bombi Adamo, auch »Fischmaul« genannt, außer Acht lassen, der zwar nicht viel Goldbehang tragen mag, aber – so erzählt man sich – morgens stets mit einer riesigen Tasche einkau-

fen geht, um allen Zweiflern zu zeigen, dass die Geschäfte fabelhaft laufen, dass er reich, glücklich und satt ist und so gut trinkt und schlemmt wie sonst keiner. Denn wir dürfen nicht vergessen – für einen Fischhändler, der die anderen von seinem Glücksstern überzeugen will, gehört es zwingend dazu, auf dem Markt eine überdimensionale Tasche vorzuweisen und mit dem Geld nur so um sich zu werfen. Ein auftrumpfendes »Seht nur her« ist das, an seine Kollegen, aber auch an alle Respektspersonen gerichtet, an die Obrigkeiten, die Beamten, ebenjene Herrschaften, die heutzutage den Gürtel in mancherlei Hinsicht enger schnallen müssen. Bombi Adamo, früher ein Hungerleider, darf den anderen in nichts nachstehen und so müssen es an einem einzigen Vormittag zwei Kilo Suppenfleisch sein, und dazu ein Kilo Kalbsfleisch, eine Lammkeule, ein Perlhuhn, ein Kaninchen, und auch einen Spieß Lerchen verlangt er und aus einer Laune heraus ein Bündel Frösche, schließlich muss er seinem Publikum vorführen, dass im Hause des Fischhändlers Fleisch aufgetischt wird ... und nicht etwa Fisch!

Auf den geselligen, redseligen Bombi folgte das undurchsichtige Mitglied der Truppe, schlicht »Bruto« genannt, worin ein Hang zu Gewalt, ja beinahe Grausamkeit an klingt, erinnert es doch an Caesars Mörder und an eine Bezeichnung für verrohte Subjekte. Verroht erschien Bruto, weil er eine eiskalte, berechnende Abneigung gegenüber seiner Mutter hegte: Dieser allseits bekannte Vorbehalt, gepaart mit Wortkargheit und seinem hartherzigen, unbeirrbaren Geiz, machte ihn zur womöglich unangenehmsten Erscheinung des gesamten Marktes, und davon konnten die Fischer, Kapitäne, Kalfaterer, Lastenträger ein Liedchen singen ... genauso wie Brutos Mutter, die Barabina, die ihm einen üblen Ruf verschafft hatte. Eine einsame Witwe von fünfundsechzig Jahren, vom Sohn, dem gefräßigen Geizhals, verlassen,

betrieb sie ein wenig Handel auf eigene Faust, und zuweilen wirkte sie, die an kleinen Fischen nicht interessiert war, auf dem Großmarkt fast wie eine Rivalin und Feindin des eigenen Sprösslings. Doch der sah sich in der Hierarchie viel zu weit oben, als dass er auf die »Niederträchtigkeiten« der Barabina (seiner Mutter) reagiert hätte.

Neben Bruto ging, in Gedanken versunken, der »Schweizer«: Von ihm war vor allem bekannt, dass er aus ärmlichen Verhältnissen stammte, und tatsächlich hatte er als Maurer in der Schweiz gearbeitet, daher sein Name. Die wahre Schweiz, wie auch das wahre Amerika, wartet jedoch in der Heimat auf uns, und so hatte sich der brave Mann nach seiner Rückkehr zum Gehilfen eines Fischhändlers aufgeschwungen. Der Aufstieg zum Chef ist dann schnell vollbracht, besonders wenn man sich in der Kunst übt, dem Potentaten die Untertanen, also die Kunden abzuluchsen. Und nun betrachtet der Schweizer, ein ehrbarer Bürger, die undisziplinierten, regellosen Burschen um sich herum; in den sonderbarsten Aufzügen sind sie erschienen, und das zu einem Leichenbegängnis: Der hier zum Beispiel trägt Drillichjacke und Lederhosen, dazu Wadenstiefel, die unten Falten werfen, und jener Luftikus dort einen Kalpak aus Pelz, der ihm bis zu den Augen reicht wie einem alten Kavalleristen. Der Schweizer kann es kaum glauben: In den Händen solcher Kerle soll die Zukunft einer ganzen Fischereigemeinde liegen?

Und der »Pechvogel«? Warum nennen sie ihn so? Und »Nummer Sechsenddreißig«? Weshalb dieser Name? Beide sind sie Händler zweiten oder dritten Rangs und würden nie beim Appell fehlen, beide tragen sie Flicker am Allerwertesten, da sie meist auf der Erde sitzen und ihr Hosensboden häufig auszubessern ist. Den »Unglücksraben« wiederum trifft das gleiche Los wie den Pechvogel, lediglich die Tierart ist hier näher bestimmt. Das Glück ist ihnen nicht

hold, ihre Spitznamen sprechen Bände, doch davon abgesehen gibt es keine nennenswerte Gemeinsamkeit, nichts, woraus ersichtlich würde, aus welchem Grund sie unzertrennlich sind, zumal sie äußerlich nicht zusammenpassen: Der eine ist ein langer Lulatsch und der andere ein kleiner Mops; aber Gegensätze ziehen sich eben an – dafür steht das berühmte Beispiel von Don Quijote und seinem plumpen Schildknappen. Erwähnt sei auch, dass der Unglücksrabe, kaum trifft er auf den Pechvogel, mit finsterer Miene das Losungswort »Klotz!« hervorstößt, worauf der Pechvogel »Henkerbeil!« kontert, und das aus langjähriger, sinnentleerter Gewohnheit ohne Hintergedanken: »Klotz und Henkerbeil«, so lautete nämlich nach 1870 die Parole der hiesigen Internationalisten.²

In jener mittleren Gruppe, die gewissenhaft ihren Platz zwischen den großen Fischen und der *rumgaia*³, der Ausschussware, einhielt, durfte der »Reisende« nicht fehlen, ein Schönggeist, von dem zumindest bekannt war, warum er so hieß: Früher war er häufig, vielleicht auch regelmäßig, mit der Eisenbahn ins neunundzwanzig Kilometer entfernte Ravenna gefahren. Nun rühmte er sich einer gewissen Eleganz, als wäre er gar sein ganzes Leben im Schlafwagen gereist; und Gipfel dieser Eleganz war fast immer ein speckiges gemustertes Gilet mit schmucken Knöpfen aus Perlmutter. Seine kunstfertigste Allüre wiederum bestand darin, den Knauf seines Gehstocks so in die Gilet tasche zu stecken, dass die Spitze parallel zu seinem Ohr auftrug. Zur Goldmünze an seiner Kette hatte sich – gegen den bösen Blick, das versteht sich – eine ganze Sammlung von Anhängern aus Horn, Bein, Silber oder Koralle gesellt.

Der Reisende also spazierte, auf die genannte Weise seine Waffen präsentierend, neben dem Musikkenner unter den Fischhändlern, der in grauer Vorzeit Mitglied der Opern-

kommission gewesen war. Kraft seines Amtes hatte dieser anspruchsvolle Herr namens Palon, ein Bewunderer von Tenören, die sich zu Spitzentönen aufschwingen, dem Verstorbenen in der Proseniumsloge einen kräftigen Biss verpasst. Während er, ein Hüne von Gestalt, geradezu eine Respektsperson, den Freund zur letzten Ruhestätte geleitete, beschwor er jene berühmte Episode herauf und schob die Schuld auf die Musik oder besser gesagt auf den Überschwang der Spitzentöne: Dabei tippte er auf seine Krawattennadel, eine Köderfliege, als fürchtete er, sie könnte in der Zwischenzeit davongeflogen sein. Womit er keineswegs andeuten wollte, dass er der einzige Unternehmer, die einzige Persönlichkeit aus dem Eiskellerviertel sei, die das vorschriftsmäßige Gold, die Halsketten, Ringe, Medaillons und Münzen plus den Zahn noch um eine Krawattennadel erweitert hatte: das Schmuckstück der Tenöre aus früheren Zeiten.

Dann folgte mit dem sonderbaren Gang eines Mannes, der für gewöhnlich in Pantoffeln durchs Dorf schlurft, der einzige Fischhändler ohne Spleen, ohne Ambitionen oder Allüren, was vielleicht der Grund dafür war, dass er nur zu festlichen Anlässen in seine Schuhe schlüpfte oder aber, wenn er ältere, ihn an Bedeutung überragende Kollegen zu Grabe trug. »Tropfen«, du Phönix unter den Fischhändlern, dich treibt keine Frau der Welt in den Ruin, du schleppst keine Rieseneinkaufstasche zum Markt und behängst dich nicht mit Gold, du verzichtest auf das Symbol des Münzanhängers und auf das Briefpapier mit dem Bildchen vom dahinschnellenden Stör, mit der Telefonnummer, der Drahtanschrift, den Fischnamen in der linken Marginalspalte – ein Aufmarsch in alphabetischer Reihenfolge, von A bis Z, von Aal bis Zimmy⁴ (der Zimmy ist ein japanischer Fisch, wen kümmerts, dass niemand ihn im Sortiment führt); du brüllst nicht und fluchst nicht, luchst anderen keine Kunden ab und

machst Geschäfte nur in deiner Reichweite, weil alles außerhalb dir so fern vorkommt wie der Mond: Tropfen, du einfacher, besonnener Mann, der du bedächtig und bescheiden, vielleicht auch ein klein wenig schüchtern bist; dir im Eiskeller von einem Neffen helfen lässt, dich in der Osteria vom Spiel und am Kanal von den Streithähnen fernhältst, um halb zehn zu Bett gehst, im Winter keinen Mantel, nicht einmal einen Umhang, sondern einen Schal anziehst, und durchaus einmal zu tief ins Glas schaut, aber auch deine Räusche sind diskret und erträglich: Mit dir haben wir also einen Fischhändler, der dem Anschein nach mehr Glück mit den Geschäften haben könnte, jedoch der Gewiefteste und bei genauem Hinsehen vielleicht auch der Reichste ist. Der arme *Zio* hätte sich in seinen letzten Wochen gern mit ihm zusammengetan, doch Tropfen, jener liebenswerte, sanftmütige Phlegmatiker, hatte schon frühzeitig gelernt, den Großkopften zu misstrauen, ja womöglich empfand er den Titel »unser größter Fischhändler« sogar als ärgerlich und fragwürdig, als schlechtes Omen.

Auf Tropfen folgte, allein und nachdenklich, ein Delfinjäger. Und wie tötet der »Draufgänger« die Tiere, wenn sie die Netze zwischen den in Paarformation fischenden Booten, *Coccie*⁵ genannt, zerstören und sich am Fang gütlich tun, eine Arbeit, für die ihm die Regierung bei einem Männchen fünfzig und bei einem schwangeren Weibchen hundert Lire zahlt? Freudig steuert er mit seinem kleinen Boot auf den Delfin zu, um im rechten Augenblick das in Widerhaken auslaufende Seil von sich zu schleudern. Er holt das Seil wieder ein, der tote Delfin treibt an der Oberfläche, und wenn er noch lebt, was durchaus vorkommt, erledigt der Draufgänger ihn mit einem Schuss aus seinem Revolver: fertig. Zufrieden geht er dann zum Zollamt, um seine Prämie zu kassieren.